

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 1 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1912

**Inhaltsverzeichnis:** Haß. Von S. Waldburg. — Die Spizenkloppelei im Erzgebirge. Von Else Boldt. — Vom menschlichen Körper. I. — Die Mutter als Erzieherin. — Hygiene. — Für die Hausfrau. Feuilleton: Das Geheimnis des Waldes. Von Gustaf af Geijerstam.

## Haß.

Von S. Waldburg.

Den Vater banden sie aufs Rad,  
Mich hekten sie zugrunde;  
Die einen Menschen sind das Wild,  
Die andern sind die Hunde!

Mein Sohn, mit Wolfsmilch nähr ich dich,  
Will Teufelskraut dir brechen;  
Es macht dich felsenhart, du mußt  
Dereinst die Sünde rächen.

Gehgt, geboren hab ich dich  
In meines Hassens Glähen;  
Mein Wildling, möge er mit dir  
Erstarken und erblähen!

• • •

## Die Spizenkloppelei im Erzgebirge.

Eine schöne Wanderung lag hinter uns. Wir waren der Großstadt entflohen, und hier im Gebirge war uns trotz des strömenden Regens froh und leicht zumute. Am Morgen in der Frühe stiegen wir von Cranzahl nach dem Fichtelberg auf und marschierten dann über die Tellerhäuser bis Nittersgrün. Stundenlang gingen wir, ohne einen Menschen zu sehen. Nur einem Waldbarbeiter begegneten wir. Der erzählte uns, daß sein Mädchen in der Klöppeleschule sei und seine Frau zu Hause klöppele, weil sie von seinem Verdienst allein nicht leben könnten. Die Tellerhäuser liegen einsam, weit verstreut am Bergeshang. Ihre Umgebung ist herrlich, aber die Natur ist hier hart und grausam. Sie gibt Steine statt Brot! Nichts gedeiht auf diesem Boden, kein Obstbaum, kein Getreide, nur Futter für das Vieh. In jedem Hause aber finden wir den Klöppelesack: Großmutter, Mutter und Kind sitzen vor den Fenstern und „klöpfeln“. Nur ganz vereinzelt wird hier die Gornnäherei getrieben. Mit hohlen, rotgeränderten Augen sitzen sie da, die alten Frauen, eifrig bei ihrer Arbeit und doch so gleichgültig! Und in jedem Fenster das gleiche Bild, das gleiche Elend. Diese Generation hat nichts mehr vom Leben zu erwarten, und sie weiß es auch. Einem alten Mütterchen wollte ich ein paar gute Worte sagen. Ihr Häußl war abgebrannt, der Witz hatte eingeschlagen, und sie hatte nur noch Zeit gehabt, das nackte Leben zu retten. Versichert war das Häußchen nicht, das wäre zu kostspielig gewesen. Nun wohnte die Alte bei ihrer Tochter. Sie klöpfelte an einer Spitze, das Meter für 30 Pf., und zwei Tage mußte sie daran arbeiten. „Einmal wird's schon besser werden, Mütterchen,“ tröstete ich. „Ja, wenn der Tod kommt!“

Zum Klöpfeln bedient man sich der Holzspulen, auf denen Seide, Garn und Wolle aufgewickelt wird. Eine über den Klöppel geschobene Hülse dient zum Schutze des Garnes. Der Klöppelesack, der im Erzgebirge zylindrische Form hat, liegt auf einem kleinen, ein wenig ausgehöhlten Holzständer und ist mit Berg oder Sägespänen gefüllt. Auf diesem Klöppelesack wird der „Brief“ aufgesteckt. Das ist ein Musterstreifen, ein Stück Papier, das die Bindungsstellen oder Quadrate anbeutet, wo die Nadeln eingesteckt werden müssen. Sobald ein Karree oder eine Ede fertig ist, wird die Nadel herausgezogen und weiter gesteckt. Die Klöpplerin schlägt den Faden um diese Nadel, und wenn eine Masche fertig ist, hängt sie die Klöppel über die Aufstecknadel, die seitwärts am Rissen steht.

Die Spizenkloppelei wird seit 350 Jahren im Erzgebirge betrieben, und ihr Hauptverbreitungsgebiet liegt in der Gegend von Schwarzenberg und Schneeberg. Bei der letzten Berufs- und Betriebszählung im Jahre 1907 wurden gegen 4500 Spizenklopplerinnen ermittelt. Da diese Zählung im Sommer stattfand, wo weniger gekloppt wird, so darf man annehmen, daß die Zahl der Spizenklopplerinnen in Wirklichkeit noch viel größer ist. Im Sommer gehen nämlich die Leute Weerenjuchen, sie verdienen dabei mehr, oder sie bestellen auch ihr kleines Feld.

Die Kunst des Klöpfelns war bereits im fünfzehnten Jahrhundert in Italien bekannt, wo in Venedig kunstvolle Nadelspitzen angefertigt wurden. Auch in den Niederlanden wurde in dieser Zeit die Klöppelei von Tausenden armer Frauenhände geübt. Von dort aus wurde die Kunst nach dem Erzgebirge gebracht. Es wird berichtet, daß eine wegen ihres Glaubensbekenntnisses vertriebene Brabanterin nach Annaberg gekommen sei. Die Flüchtlinge ward dort im Hause der Patrizierin Barbara Uttmann freundlich aufgenommen, und zum Danke lehrte sie der Barbara Uttmann das Spizenkloppelei. Geschichte und Sage sind hier schwer zu trennen. Barbara Uttmann lebte von 1514 bis 1575. Sie verheiratete sich mit einem reichen Bergesherrn zu Annaberg. Annaberg war damals eine aufblühende Bergbaustadt; sie war 1496 als die „Neue Stadt am Schreckenberg“ gegründet worden und erhielt 1501 von Kaiser Maximilian den Namen St. Annaberg. Barbara Uttmann besaß großen Unternehmungsgeist. Nach dem Tode ihres Gatten führte sie dessen Bergwerksgeschäft fort und leitete es mit großer Umsicht. Sie war bald in der Lage, den kupferreichen St. Vriciusstollen zu erwerben, der am Ostabhang des Böhlsbergs lag. Man klagte sie allerdings beim Landesherrn an, daß sie den Gewerken ihre Kupferwerke nicht nach rechtem Werte bezahle. Daraufhin befahl der Landesherr dem Oberbergmeister, von jeder Kupferlieferung eine Probe auf „gar Kupfer und Silber nehmen zu lassen, und was sich in gar Kupfer und Silber darin befände, solle dann von der Uttmannin nach Inhalt der Freibriefe bezahlt werden“. Die gewinnbringenden Bergwerksunternehmen genügten aber Barbara Uttmann nicht, sie legte sich auch auf den Vortenhandel. „Vorten“ nannte man früher allerhand Klöppelwerk, und nach ihrer Form hießen Vorten mit gezacktem Rande Spizen. Um das Jahr 1561 herum soll Barbara Uttmann begonnen haben, zu Annaberg das Klöpfeln zu lehren. Aus Alten, die im Rathaus zu Annaberg verwahrt werden, geht hervor, daß die Uttmannin gegen 900 Personen in der Spizenkloppelei beschäftigt haben muß. Sie hat also verstanden, die erworbenen Kenntnisse zu ihrem Vorteil auszunützen, indem sie die Klöppelei auf kapitalistischer Grundlage betrieb.

Von Annaberg aus ist die Klöppelei bald weiter verbreitet worden. Zuerst in die umliegenden Ortschaften, dann in entferntere Städte und Dörfer bis ins Vogtland. Das älteste Musterbuch für Spizenkloppelei gab Nikolaus Vassius 1568 zu Frankfurt a. M. heraus. Schon vor dem Jahre 1609 mußte für das Klöpfeln, das auf dem Lande betrieben wurde, ein Schutz- oder Klöppelgeld bezahlt werden. Und bereits in der „guten, alten Zeit“ gab es in der Spizenkloppelei Kämpfe zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten. Die Annaberger Jahrbücher berichten, die „Spizenherrn“ beschwerten sich über ihre „Klöppelemägde“, daß diese Zwirn und Geld zugleich aufnähmen und die Spizen anderswo verkauften.

Die Klöppelindustrie hat viele Krisen durchgemacht. Seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden Privatkloppeleschulen errichtet, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auch staatliche. Namentlich nach dem Hungerjahre 1817 entstanden mit staatlicher und privater Unterstützung Schulen, um der Bevölkerung Unterweisung in der Kunst des Klöpfelns zu geben. Aber die an diese Einrichtung geknüpfte Hoffnung wurde durch die revolutionierende Wirkung der Technik zum Teil zusehends gemacht. Die Klöppelmaschine ward erfunden, und sie ist so kunstvoll konstruiert, daß Maschinenarbeit von Handarbeit fast nicht zu unterscheiden ist. Im Gegenteil. Die metallenen Finger arbeiten schneller, genauer und vor allem billiger. Ende Juni wurde in Annaberg in einer Ausstellung eine Klöppelmaschine vorgeführt. Auf dem großen runden Tische tanzten die vollbewickelten Garnträger hin und her, um den eifrig zugreifenden metallenen Fingern der Maschine in langen Fäden das Material zur Verarbeitung zu liefern, das dann als schön gemusterter kunstseidener Klöppeleinsatz zum Vorschein kam. Das Klöpfeln ist wohl immer Elendsarbeit gewesen. In der kapitalistischen Gesellschaftsordnung konnte aber die Einführung der Klöppelmaschine den Arbeiterinnen keine Erlösung bringen, sondern ihre Leiden nur noch vermehren. Im Jahre 1886, als man der Anna Barbara Uttmann ein Denkmal in Annaberg errichtete, reichte der Verdienst einer Spizenklopplerin auch bei größtem Fleiß nicht zur Verrichtung der notwendigsten Lebensbedürfnisse hin. Und diejenigen sollten recht behalten, die die Enthüllung des Denkmals als den Beginn des Schlußaktes eines Dramas be-



zeichneten, dessen erster Akt vor mehr als dreihundert Jahren spielte. Denn heute ist, wie die Berichte der Handelskammer lehren, die Handklöppelei nicht mehr wettbewerbsfähig.

Die Klöppelei ist heute nur noch Frauen- und Kinderarbeit. Kleine Mädchen vom fünften Jahre ab und alte Frauen finden wir am Klöppelsack. Sie klöppeln alle, und zwar aus Not, weil sie keine bessere Beschäftigung finden. Die Kinder werden in der Klöppelschule ausgebildet. — Die Spitzen, die in den Klöppelschulen hergestellt werden, kauft ein Verleger auf. Die Kinder haben in diesen Schulen ein Lohnbuch, in das ihr Verdienst eingetragen wird. Der Lohn der Kinder, die vor- und nachmittags arbeiten, schwankt zwischen 40 und 80 Mark im Jahre. — Die jungen Mädchen, die keine Gelegenheit haben, in die Fabrik zu gehen, setzen sich an den Klöppelsack, verheiratete Frauen klöppeln, weil der Verdienst des Mannes für die Familie nicht ausreicht, und alte Frauen von 70 bis 80 Jahren sitzen da und klöppeln. Und wie eine Verhöhnung ihres Glucks klingt der Spruch, den wir auf dem Grabstein der Barbara Littmann auf dem Kirchhof zu Annaberg lesen:

Ein tätiger Geist, eine sinnige Hand,  
Sie ziehen den Segen ins Vaterland. Else Wobst.

## Vom menschlichen Körper.

### I.

#### Zellen.

Der menschliche Körper besteht aus Zellen und Flüssigkeiten. Je nach ihrer Beschaffenheit hat der Mensch eine gute oder schlechte Konstitution. Ist das etwa gleichbedeutend mit einer guten oder schlechten Gesundheit? Keineswegs. Jemand mit guter Konstitution kann krank sein, und ein Mensch mit schlechter Konstitution kann sich großer Gesundheit erfreuen. Jedoch ist eines sicher: jemand mit guter Konstitution ist widerstandsfähiger gegen Anstrengungen, Ansteckungen und andere gesundheitsgefährliche Einflüsse. Er erkrankt nicht so leicht wie der von Haus aus schlecht konstituierte, und wenn er krank wird, so überwindet er das Leiden schneller und besser als dieser. Fragen wir, worauf die gute oder schlechte Konstitution beruht, so antwortet uns die Wissenschaft: auf der Beschaffenheit der Zellen und Säfte unseres Körpers. Für diese Beschaffenheit sind maßgebend das Ererbe und das Erworbene, mit anderen Worten: sie hängt ab von den Eigenschaften, die uns von unseren Eltern und Voreltern übertragen werden und die wir durch unsere Lebensführung erwerben. Die Hygiene zeigt uns die Mittel und Wege an, wie wir für die Zellen und Säfte unseres Körpers Widerstandsfähigkeit und Leistungsfähigkeit erwerben können. Das wichtigste dieser Mittel ist die Ernährung, neben der alle anderen nur die Rolle von Helfern spielen. Als solche Helfer kommen vor allem in Betracht: Bewegung, Ruhe, Atmung, Hautpflege. Es liegt auf der Hand, daß das Wissen von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers und den Lebensvorgängen in ihm eine gesunde Lebensführung zu unterstützen vermag.

Wir sagten oben, der menschliche Körper bestehe aus Zellen und Flüssigkeiten. Manche Leserinnen werden schon oft von Zellen in Verbindung mit Bestandteilen und Erscheinungen des Körpers gehört haben. So von Zellgewebe, von Samenzellen usw. Was ist die Zelle, die uns überall in der Natur als Trägerin des Lebens begegnet? Sie ist ein kleines Klümpchen Protoplasma. Dieses Wort stammt aus dem Griechischen und besagt Urgebilde. Es bezeichnet den Stoff, aus dem alle pflanzlichen und tierischen Stoffe bestehen und mithin auch die Körper, die sich aus ihnen aufbauen. Das Protoplasma selbst ist kein einfacher Stoff, sondern setzt sich aus fünf Bestandteilen zusammen. Es sind das Eiweiß, Fett, Kohlenhydrate, Salze und Wasser. Welches Organ und welchen Teil des Körpers auch immer wir untersuchen, stets finden wir diese fünf Bestandteile des Protoplasmas. Sie sind das Baumaterial unseres ganzen Körpers. Sie müssen daher die Nährstoffe sein, die dem Aufbau des Körpers dienen, die wir in unseren Speisen zu uns nehmen und die durch das Blut den Zellen zugeführt werden. Wie in den Zellen, so begegnen wir auch in der Nahrung und im Blute den fünf Bestandteilen des Protoplasmas.

Der größte Teil unseres Körpers besteht neben Wasser aus Eiweiß. Daraus folgt, daß unsere Nahrung — soll sie gesund und kräftig sein — die nötige Menge Eiweiß enthalten muß. Das Eiweiß der Zelle ist der nämliche Stoff wie das Weiße im Ei. Es gibt verschiedene Arten davon, so zum Beispiel Eiereiweiß im Ei, Muskelweiß im Fleisch, Milchweiß in der Milch, Pflanzenweiß in Pflanzensamen wie Weizen, Erbsen usw. Alle diese Arten von Eiweiß können dem Aufbau des menschlichen Körpers dienen und sollten daher in den pflanzlichen und tierischen Nah-

runzungsmitteln enthalten sein, die auf den Tisch kommen. Fett ist ein Stoff, der jeder Hausfrau bekannt ist. Auch die, von Pflanzen und Tieren gewonnen, gehören zu den Fetten. Unter den Kohlenhydraten haben wir Stärke, Zucker und mehrere verwandte Stoffe zu verstehen, die Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff enthalten, und zwar Wasserstoff und Sauerstoff in dem gleichen Verhältnis wie im Wasser. Daher auch der Sammelnamen Kohlenhydrate, dessen zweite Hälfte von dem griechischen Wort Hydor — Wasser abgeleitet ist. Was die Körpersäfte anbetrifft, so bestehen sie in der Hauptsache aus verschiedenen Verbindungen von Kalium, Natrium, Magnesia, Kalk und Eisen mit Chlor, Phosphorsäure und Kohlenensäure. Man sieht schon aus diesen Angaben, wie verschiedenartig die Stoffe sein müssen, die unser Körper zu seiner Erhaltung bedarf.

Die Zellen sind zwar verschiedener Größe, doch insgesamt so winzig, daß sie erst mit dem Mikroskop wahrgenommen und in ihren Lebensäußerungen verfolgt werden können. Trotz ihrer Winzigkeit sind sie aber keine ganz einfachen Gebilde. Das von der Zelloberfläche umgebene Protoplasma Klümpchen, der sogenannte Zelleib, umschließt einen festen Kern, den Zellkern, und dieser enthält wiederum einen oder auch mehrere Körperchen, die Kernkörperchen. Diese Teile sind aber nicht bei allen Zellen vorhanden. So fehlt bei tierischen Zellen sehr oft die Zelloberfläche. Die menschliche Eizelle zum Beispiel ermangelt ihrer und wird nur durch eine verdichtete Protoplasmaschicht nach außen hin abgeschlossen. Auch der Zelleib kann zum großen Teil fehlen, wie dies bei der Samenzelle des Menschen und mancher Säugetiere der Fall ist. Der Kern dagegen ist der wesentlichste Bestandteil der Zelle, er muß stets vorhanden sein, er beherrscht und regelt ihr Leben. Sämtliche Zellen unseres Körpers stammen von einer einzigen Zelle ab, der Eizelle. Diese vermehrt sich nach der Befruchtung durch Teilung.

Die Grundform der Zelle ist die Kugel. Aber diese ihre Gestalt wird recht mannigfach verändert, wenn Zellen nebeneinander zu liegen kommen. Sie platten sich dann gegenseitig ab und gleichen zum Beispiel den Zellen einer Honigwabe, wie dies bei den Zellen der hinteren Fläche der menschlichen Hornhaut der Fall ist oder in weniger regelmäßiger Form bei den Zellen des Brust- und Bauchfelles. Manche Zellen werden infolge ihrer Aneinanderlagerung spindel- oder fadenförmig wie ein Bindegewebe, andere treiben Fortsätze, so die Geißel- und Wimperzellen. Wimperzellen sind es, mit denen der Kehlkopf und die Gebärmutter ausgekleidet sind, und sie erfüllen wichtige Funktionen. Die Fortsätze der Zellen, die „Wimpern“, bewegen sich in einer Richtung wie die Halme eines Getreidesfeldes, wenn der Wind darüber weht. Diese ihre Bewegung entfernt aus dem Kehlkopf den eingeatmeten Staub, in der Gebärmutter führt sie die Samenzellen dem Ei zur Befruchtung entgegen. Die Knochen- und Nervenzellen sind außerdem durch ihre Fortsätze miteinander verschmolzen, bei den Muskelzellen des Herzens ist es der Zelleib, der sich vereinigt.

Wenn auch nur die oben angeführten fünf Stoffe zu den eigentlichen Bestandteilen der Zelle gehören, so kann diese doch auch andere Substanzen aufnehmen. Sehr häufig enthält sie kleine Körnchen Farbstoff oder Pigment. Daß die Haare schwarz oder braun erscheinen, ist auf Pigmentzellen zurückzuführen, ebenso wie die schwarze, braune, rote, gelbe Hautfarbe der farbigen Rassen und Völkerschaften. Es kommt vor, daß einer von den regelmäßigen Bestandteilen der Zelle überhand nimmt, und zwar besonders häufig das Fett. Fetttropfen können die Zellen so ganz erfüllen, daß der eigentliche Zelleib verschwindet. Bei den Zellen des Fettgewebes ist die starke Fettsammlung eine normale Erscheinung, die einen Nahrungsvorrat für den Körper anhäuft. In anderen Zellen dagegen tritt sie als Erkrankung auf, die diese untauglich machen, die ihnen obliegende besondere Arbeit im Haushalt des Körpers zu verrichten. Diese Krankheitserscheinung bezeichnet man als fettige Entartung oder fettigen Zerfall der Gewebe. Sie ergreift sehr häufig bei schlecht genährten Personen die Muskelzellen des Herzens, schwächt deren Kraft und lähmt sie schließlich.

Jede Zelle ist ein Lebewesen für sich mit eigener Existenz. Im Kleinen spielen sich in ihr alle Lebensvorgänge ab wie beim Gesamtkörper im Großen: Ernährung, Bewegung, Wachstum, Fortpflanzung, Erkranken, Sieden und Sterben. „Die Zelle isst, trinkt, hungert, durstet, atmet, scheidet aus, arbeitet, ermüdet, ruht, nimmt zu, vernichtet sich, wird gekräftigt oder geschwächt, erschöpft, verlegt, vergiftet, widersteht oder unterliegt, und wenn wir glauben, daß es der Mensch ist, welcher alle diese Dinge tut oder erleidet, so ist das eine Täuschung. Denn der Mensch ist nur der Sammelbegriff seiner Millionen Zellen und seine Leistungen nur die Summe der Einzelleistungen dieser Zellen.“

Eines der häufigsten Leiden ist Blutarmut, die in Wirklichkeit nicht eine Erkrankung des Blutes ist, sondern eine allgemeine



Unterernährung der Zellen. Infolge einer Ernährung, die nach Menge und noch mehr nach Beschaffenheit ungenügend ist, tritt sie daher in der Arbeiterklasse besonders häufig auf. Die Gesundheit unseres Körpers als Ganzes und in seinen einzelnen Teilen hängt von dem Zustand unserer Zellen ab, für den die Ernährung von so ausschlaggebender Bedeutung ist. Die Frage der Volksgesundheit ist zum sehr großen Teil im buchstäblichen Sinne des Wortes „Magenfrage“, eine Tatsache das, die in den Zeiten der Hungersnotpreise unseren proletarischen Frauen zu denken geben muß.

o o o

### Die Mutter als Erzieherin.

**Ruhig! oder der Bauwau kommt!** Du weißt dir keine Hilfe mehr gegen das Quälen, Weinen und Schreien deines Kindes. Erst hat dich dein Liebling, dann flehst du immer inständiger, ihm doch seinen Wunsch zu erfüllen. Traurig und grollend darüber, daß dir das deine Arbeit und deine Mittel nicht gestatten, suchst du ihm seinen Wunsch auszureden. Doch dein Kind bleibt fest und wiederholt immer wieder: „Ich will aber.“ Es hängt sich an deine Arbeitsschürze, es folgt deinen Schritten und zeigt dir schließlich Trotz. Dein Mitleid wandelt sich in Zorn über den kleinen Störenfried. Noch wagst du es glücklicherweise nicht, dein Kind zu schlagen, denn du weißt ja selbst, wie berechtigt, wie verständlich sein Wunsch ist. Oder du schämst dich vielleicht auch nur vor deinen Nachbarn, den Vorübergehenden, dein Kind zu schlagen. So kommt es bloß drohend von deinen Lippen: „Du, der Bauwau kommt!“ — „Ruhig, oder ich hol den Schutzmann!“ Dein Kind schrieht zusammen und wird ganz still, es lehnt sich an dich, sein verzerrtes Gesicht glättet sich langsam — nur die Lippen zucken noch — die feuchten Augen schauen ängstlich zu dir auf. Erleichtert atmest du auf und bist froh, daß es dir gelang, auch ohne Schläge dein Kind zur Ruhe zu bringen. — Nach etlicher Zeit, Monaten oder Jahren schickst du dein Kind zur Abendstunde fort, etwas zu holen, und wunderst dich nun, daß es sich fürchtet und nicht gehen will. „Pfiu! wer wird denn Angst haben! Du Großer hast gar Bange vor dem Buschbau?“ spottest du. Aber dein Kind kann sich nicht überwinden, schämt sich und fürchtet sich doch. Schließlich werden dir aber seine Dummheit und sein Eigenjinn zu arg und du schiltst und schlägst es. Und doch bist vielleicht du allein oder du in erster Linie schuld daran, daß dein Kind sich jetzt so fürchtet. Denn du warst es, der es damals zum erstenmal in Schrecken versetzte mit der Drohung: „Ruhig! der Bauwau kommt!“ „Was,“ entgegnest du, „das ist ja gar nicht möglich. Das ist ja solange her. Damals war mein Kind klein, heute muß es doch verständig sein. Und wer denkt auch immer an später!“ — Ja, du sollst aber an die Folgen denken, sollst dir gegenwärtig halten, daß die ersten Eindrücke großer Furcht sich tief, unauflöslich in das weiche Gemüt deines Kindes einprägen. Kein Wort, das du je zu deinem Kinde sprichst, bleibt ohne Nachwirkung. Wieviel fester müssen die Erfahrungen haften, die als Schrecken und Furcht die Seele deines Kindes erschüttern. Du siehst, deine Ausrede: heute müßte es doch schon so verständig sein! hilft dir gar nichts. Dein Kind ist eben nicht furchtlos — durch deine Schuld. Und auch, wenn es selbst einsieht, wie grundlos seine Furcht ist, die Gemütsstimmung ist eben bestimmender für seine Entscheidungsfähigkeit als alle verstandesmäßige Überlegung. Du selbst bringst ja vielleicht dein Kind nur dadurch dazu, seine Furcht zu überwinden, indem du es törichterweise durch Schläge oder Androhung von Strafe in neuen Schrecken versetzt. So hast du für die Erziehung deines Kindes eine endlose Kette von Fehlgriffen geschaffen. Wie kannst du vollends als Proletarierin deinem Kinde mit dem Schutzmann drohen. Deinem Kinde mit dem Schutzmann drohen, heißt es zur Furcht vor der Polizei und der uniformierten Macht, zu kriecherischem Sinne erziehen, anstatt es aufrechten Gang und stolzen Blick zu lehren und ihm Freiheitsjinn einzufloßen. — „Ja, wie soll ich denn mein Kind zur Ruhe bringen?“ wendest du ein. „Schlagen soll ich es erst recht nicht, und da bleibt mir kein anderes Mittel.“ Ich verstehe es nur zu gut, daß dein von Arbeit und Sorgen müder Kopf durch deines Kindes Quälerei noch weher wird und du dich nach Ruhe und Stille sehnst. Sie gewinnst du aber nie, wenn du nicht gelassen der Unart deines Kindes begegnest. Wie Gegenrede den Zorn von Großen reizt und Schweigen Erwachsene beruhigt, so bricht sich auch deines Kindes Trotz an deiner gelassenen Entschiedenheit. Bleibst du ohne Spott und Ärger gegen dein Kind, so wird es zum zweitemal sicher nicht seine Kräfte in ohnmächtigem Quälen unnütz verschwenden. Auch ohne drohende, einschüchternde Worte, Zeichen deiner Schwäche, wirst du das Kind nach deinem Willen lenken können. E. L.

### Hygiene.

**Kostenlose häusliche Reinigung und Desinfektion.** Im Volke herrscht schon von alters her der Brauch, Kleider und Betten, besonders von Kranken und Verstorbenen, zu sonnen. Freilich geschieht dies wohl nur in der Absicht, das Lüften zu fördern und schlechte Gerüche zu entfernen. Das wird auch unzweifelhaft erreicht, wie ein einfacher Versuch beweist. Füllt man zwei Glasflaschen mit fauligen Gasen und stellt die eine ins Sonnenlicht, die andere ins Dunkel, so verschwindet bei der ersteren der ekelhafte Geruch sehr bald, während er bei der letzteren sich eher vermehrt als verringert. In neuerer Zeit ist nun durch zahlreiche Versuche bewiesen worden, daß wir in der Bestrahlung durch die Sonne ein sehr wirksames Mittel zur Abtötung jener kleinsten Lebewesen, der Bakterien, Bazillen, haben, die die Erreger vieler gefährlicher Krankheiten sind. Professor v. Es m a r c h in K i e l übertrug auf Kleider und Betten, Felle, Möbel, Wäsche und dergleichen die verschiedensten Krankheitserreger, setzte die infizierten Gegenstände den Sonnenstrahlen aus und untersuchte dann ungefähr alle Stunden, ob und wieviel Bakterien noch vorhanden waren. Namentlich die Cholera Bazillen wurden nicht nur an der Oberfläche, sondern auch in den tieferen Schichten der Betten, Polstermöbel usw. sehr schnell durch die Sonne getötet. Ebenfalls vernichtet, wenn auch erst nach längerer Zeit, wirkt die Bestrahlung auf die Bakterien des Typhus, Milzbrand, der Lungenentzündung, Schwindfucht und anderer Infektionskrankheiten. Demnach besitzen wir in der Besonnung ein sehr wirksames und kostenloses Reinigungs- und Desinfektionsmittel. Man kann daher Betten, Kleider und Wäsche von den fast stets und überall sich vorfindenden Krankheitserregern befreien, wenn man sie recht oft mehrere Stunden hindurch den Sonnenstrahlen aussetzt. Die anhaftenden Bakterien werden dann getötet, können sich also nicht zu solchen Anmengen vermehren, daß der Mensch durch sie gefährdet wird. Ebenso sind die Schlafzimmer stets einer möglichst ausgiebigen Besonnung auszusetzen und nicht etwa durch dicke Vorhänge in dunkle, muffige Grabgewölbe zu verwandeln. Auch wird man gut tun, Kamm, Bürste, Zahnbürste, Handtuch, Waschlappen, Schwamm nach dem Gebrauch auf das Fensterbrett oder andere sonnenbeschienene Plätze zu legen, weil dadurch nicht nur der feuchte, muffige Geruch alsbald entfernt, sondern auch den Bakterien ein sehr günstiger Ansiedlungs- und Nährboden entzogen wird. Wenn man eine mehrstündige Besonnung als Desinfektionsmittel häufiger anwendet, wird es nicht mehr so oft vorkommen, daß in der Familie eine ansteckende Krankheit ganz plötzlich auf schier unerklärliche Weise ausbricht. th.

o o o

### Für die Hausfrau.

**Weißes Pelzwerk reinigen,** kann man auf recht billige Weise. Für Boa und Muff braucht man kaum mehr als 1 Pfund Gips für 3 Pf. aus der Drogerie, und bekommt das Pelzwerk damit mindestens so hübsch, wie wenn man es in die chemische Reinigungsanstalt gegeben hätte. Am besten nimmt man die Reinigung im Hof oder Garten vor, denn im geschlossenen Raum muß man zuviel Gipsstaub einatmen, und dieser würde sich in Zimmer oder Küche überall hin verbreiten. Man nimmt in beide Hände etwas Gips und reibt nun die Pelzhaare tüchtig zwischen den Händen durch. In kurzem ist die ganze Boa wieder zart, und namentlich bei Tibet wird die Lode schön. Ist das Pelzwerk sauber, so muß man es ordentlich ausklopfen, es darf nichts von dem Gips darin bleiben. B. P.



### Das Geheimnis des Waldes.\*

Von Gustaf af Geijerstam.

Ein weiter Weg war's bis zum Rohrjumpf. Erst mußte man durch den tiefen Wald, auf schmalem Steig, der sich zwischen hohen Föhren hinschlängelte und stückweis über kahlen Bergrücken ging. Wo der Bergrücken sich senkte, fing das Torfmoor an. Auf den Erdhügeln erhoben sich kleine Zwergkiefern, und wenn die Waldmyrte blühte, war die Luft voll würzigen Duftes, der die Insekten herlockte. Auch über das Moor war's ein gutes Stück, und wenn der Berg wieder anstieg und man von seinem Stamm den Wald sich lichten und das Wasser spiegelklar und ruhig zwischen den

\* Aus Wald und See. Novellen von Gustaf af Geijerstam; Berlin, S. Fischer, Verlag.



tannenbekleideten Ufern liegen sah, war man immer noch nicht dort. Denn das Häuschen lag auf der anderen Seite des Wassers. Wollte man zu Fuß hin, so hatte man noch einen weiten Weg. Lieb man am Ufer, dort, wo das Gütchen mit seinen kleinen Ädern und dem Nadelwald im Kranz darum, dem schiefhängenden Stall und dem niederen Wohnhaus zu sehen war, und rief man laut genug hinüber und nahm sich Zeit zum Warten, dann kam auf der anderen Seite ein kleiner, krummer Alter in roter Mütze und wollenem Wams heraus, ging vorsichtig über die Steinböschung und stieß einen wackligen Kahn ins Wasser, um den Rufenden überzuholen.

Ward man dann über den kleinen See gerudert, so mußte man sich drüber verwundern, daß er der Rohrsumpf hieß. Denn Sumpf vermochte man nirgends zu entdecken, nur einen kleinen See, der licht und freundlich wirkte nach dem langen Spaziergang im Waldesdämmer, unter den dichten Tannen, die voll hingen von langen, grauen, zottigen Flechten. Auch Schilfrohr gewährte man nicht gleich. Die Ufer bestanden aus harten Klippen, unter denen die Tannen, die in der Erde über ihnen wuchsen, sich in dem stillen See spiegelten. Bloß ganz hinten in der Bucht, wo der See einen Bogen um den Berg macht, stand im Spätsommer eine dicke grüne Schilfbank, in der jedes Frühjahr ein paar Wildenten ihr Nest bauten, und wenn die Jungen ausgebrütet waren, ungestört auf dem ruhigen Wasserpiegel umherzuschwammen.

Jakob, der zusammengekauert an den Rudern sitzt und den Ankommenden überseht, hat nämlich nie mit der Wüchse schießen mögen. Wenigstens sagt er das selber, aber darum braucht es ja, wie so manches andere, noch nicht wahr zu sein. „Als ich jung war,“ sagt er, „hab' ich es freilich versucht. Aber ich habe es nie so weit gebracht. Denn ich habe eine Art Gebrechen gehabt. Ich hab' nie lernen können, ein Auge zuzudrücken. Darum ist es mit dem Schießen nichts geworden. Jetzt freilich kann ich sie zudrücken, alle beide. Aber jetzt bin ich zu alt, um es zu lernen. Und darum muß es mit der Sache eben bleiben, wie es ist.“ Die Wildenten wissen auch, daß niemand sie bedroht. Unbekümmert um das Boot, das einherrudert, schwimmt die Entenmutter mit ihren flüggen Jungen bis vor zur Landungsbrücke. Dort suchen sie nach Fischabfällen und Kartoffelschalen, schnattern, tauchen, schwagen miteinander und führen sich ganz als Haustiere auf. Jakob muß die Frevlerin verschrecken, als er anlegen will.

So hat Jakob viele über den Steg gerudert, und wenn ihre Zahl schließlich groß geworden ist, so ist das nicht zu verwundern. So lang schon wohnt er in dem Häuschen am Rohrsumpf, daß niemand mehr sagen kann, wann er dort hingezogen ist — kaum wohl er selber. Im allgemeinen kommt nicht oft jemand Fremdes hin. Dazu ist der Weg zu weit und der, der am Rohrsumpf wohnt, hat nicht viel zu bieten. Oder richtiger — als er lebte, hatte er das nicht. Denn jetzt ist Jakob schon lange tot und sein Weib auch. Das Haus ist verfallen, die Äder sind von Unkraut überwachsen und werden wieder zur Wildnis. Denn an einen so abgelegenen und einsamen Ort, wie der Rohrsumpf es ist, zieht jetzt niemand mehr, der frei wählen kann. Früher gab es in der Welt mehr einsamkeitsliebende Menschen, die die Einsamkeit nicht fürchteten.

Jakob und sein Weib waren zwei wunderliche Sonderlinge, wie man sie noch ab und zu tief im Walde, fern von den Wohnstätten anderer, findet, und hätten sie von all ihren Schicksalen erzählen wollen, sie hätten sicher seltsame Dinge berichten können. Denn Martina war eine von denen, die die Waldfrau und den Wassermann gesehen haben, auch was die Irrlichter bedeuten, die über dem Torfmoor leuchten, konnte sie erzählen, wenn sie wollte, und für alles, was im Walde flüsterie und wisperte oder klagte und stöhnte, wenn die Winternacht sternklar und kalt über dem zugefrorenen See lag, hatte sie Augen und Ohren. All dies kannte Martina sehr gut, und sie vermochte alle Zauberei weit klarer und richtiger zu deuten, als irgend sonst etwas, das ihr in ihrem einförmigen Leben begegnet war. Am besten aber verstand sie doch die kleinen Wesen, die im Busch und Didicht ringsum lebten und webten, sie im Walde auf den rechten Weg führten und erst von ihr schieden, wenn sie den Schlüssel von seinem langjährigen Plaze im Riß unter dem Fenster nahm. Dann huschten sie alle auf leichten Füßen fort, froh, daß sie so weit hatten mitkommen dürfen. Und wenn dann weit in der Ferne der Wolf unter den beschneiten Tannen heulte, wußte Martina, wem sie es zu danken hatte, daß sie mit heiler Haut heimgekommen war. Jakob hörte immer schweigend zu, wenn sein Weib so etwas erzählte, und manchmal geschah es, daß er bekräftigend nickte, wie um ihren Worten die Unterstützung zu geben, die sie verdienten und vielleicht brauchten. Oft aber tat er auch gar nicht desgleichen, saß bloß und starrte vor sich hin, als sähe er, was keiner sonst sehen konnte, und bei

solchen Gelegenheiten geschah es, daß sein Antlitz einen strengen, fast erbitterten Ausdruck annahm, als wollte er sagen: „Warum sprichst du über so was vor Menschen, die selber nie etwas sehen? Was wissen die vom Wald!“

In seiner Jugend war Jakob Kohlenbrenner gewesen, und damals hatte er immer gerade soviel verdient, daß er anderen nicht zur Last fallen brauchte. Martina hatte Beeren gesucht, Spantörbe verkauft, drunten im Orte an Weihnachten und Ostern in den Häusern ausgeholfen, und weit im Umkreis hatte man sie gekannt. Denn sie gab stets volles Maß, ihre Beeren waren immer schön und frisch gepflückt, nie brauchte man bei ihr zu befürchten, wenn man den Korb ausleerte, unten unreifes Zeug zu finden. Ihre Körbe waren gut geflochten und haltbar, und im Baden und Schlachten war Martina sehr erfahren, so weit entfernt von bewohnten Gegenden sie auch lebte. Es ward ihr auch nie ein Weg zu lang, und wenn sie auch nicht viel von dem wußte, was in Büchern steht, so hatte sie dafür um so mehr anderes, das sie jedem, der es hören mochte, gern erzählte.

Im übrigen war auch Jakob keiner von denen, die man alle Tage auf der Straße findet. Er hatte die Tiere des Waldes in Schlingen gefangen, sie auch geschossen, seinen eigenen Worten zum Trost. Es gab Leute, die wissen wollten, es habe, solange er jung war, niemand gegeben, der sicherer zielte und flinker bei der Hand war im Schießen als Jakob. Seinen alten Vorderlader hielt er hinter dem Bette versteckt, und die Geschichte, daß er in seiner Jugend das eine Auge nicht zudrücken konnte, war sicher nur erfunden, weil Jakob sich die Zeit zu seiner Jagd selbst wählen mochte und sich nie in die Einschränkungen finden konnte, die ein Kleinliches Jagdrecht den Bürgern auferlegt. Mit einem Worte, Jakob hatte sich in den alten Zeiten wacker durchgebracht, und drei Söhne waren aus dem kleinen Hause am Rohrsumpf hervorgegangen und Arbeiter geworden in Gegenden, wo es mehr zu verdienen gab und wo keiner mehr hörte, was der Wald flüsterie.

Von diesen Kindern redeten Jakob und Martina anfangs an den langen Winterabenden, wenn es so still um sie ward und nie ein Mensch auf Besuch kam. Aber die Jahre gingen ihren Gang, das Torfmoor und der See unter ihren Fenstern froren viele Male zu, und viele Sommer hindurch kamen und zogen die Wildenten. Um die beiden Alten war es still, als hätten nie Kinder auf der Böschung zum See hinunter gespielt, und je länger diese Stille währte, desto enger schlossen Jakob und Martina sich aneinander an, vergaßen, daß es außer ihnen noch eine Welt gab, und fanden es nur in der Ordnung, daß niemand an sie dachte, die selbst längst alle anderen vergessen hatten.

Der Wald sang den beiden Alten sein Lied, und das wenige, was sie vom Leben verlangten, hatten sie auch, bis Jakob eines Tages einmal im Bette bleiben mußte. Was für eine Krankheit es war, an der er litt, wußte keins von beiden; sie hatte damit angefangen, daß, wenn er einen weiten Weg machte oder lang stand, ein sonderbarer Schmerz in den Weinen ihn besiel, und eines Morgens, als er aufwachte, konnte er nicht mehr auf den Weinen stehen, sondern mußte zu Bett bleiben.

„Jetzt mußt du für uns sorgen, Martina,“ sagte er. „Wenn ich wieder aufstehen kann, kannst du ausruhen.“

Manches begann nun nach und nach zu fehlen. Es kam kein Wild vom Walde mehr ins Haus, keine Fische wurden aus dem See geholt. Auch das Holz lief nicht von selber heim, und eine männliche Hilfe, um ein Loch ins Eis zu hacken, fand sich auch nirgends. Aber am schlimmsten war's mit dem Futter für die Kuh. Martina zog mit der Sichel aus und schnitt und trug heim, was sie konnte. Aber all dies ward ihr immer schwerer. Mehr als einmal sah sie lange Stunden draußen im Walde und weinte, weil sie daheim nicht weinen wollte. Jakob lag und lag, und es ging überhaupt nur, weil er stets geduldig und gut war. Sonst hätte Martina es nicht ausgehalten.

Zulezt geschah ihnen das größte Unglück, die Kuh krepierete in einem Winter aus Mangel, und nun hatte Martina keinen anderen Ausweg mehr — sie mußte nach dem Orte hinunter und betteln. Es kam sie hart an, sie, die nie zuvor einen Menschen um etwas gebeten hatte. Klein und zusammengekümmert sah sie aus, und rasch ging sie, und wo sie auch hinkam, blieb sie so kurz sie nur konnte, ohne unhöflich zu sein. Denn Martina hatte keine Ruhe, solange sie draußen war. Daheim lag Jakob und vermochte nicht einmal durchs Zimmer zu gehen, um sich Feuer anzuzünden, wenn es abends kalt wurde. Und außer dem bißchen, was sie ihm ans Bett gesetzt hatte, als sie ging, hatte er nichts zu essen. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Reitz (Hundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Diez Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.